

# Die vergeigte Christmette

Johanna Jensen, zu Weihnachten 2018  
© Vingars Förlag, Kristianstad, Schweden<sup>1</sup>

Für L. und M.

Da saß ich also in der Christmette im Kölner Dom. Das heißt, „saß“ ist etwas übertrieben. Obwohl ich mir schon zwei Stunden vor Einlass auf der zugigen Domplatte den A... abgefroren hatte, so waren alle Sitzplätze schon vor mir besetzt, und ich musste mich auf einer gepolsterten Stange im Seitenschiff einrichten, wo man immerhin seine vier Buchstaben etwas abstützen konnte. So saßen oder lehnten wir also wie die Hühner auf der Stange. Die Frau neben mir hatte etwas zu reichlich von ihrem neuen Parfum benutzt, und obwohl sie von mir als einem ihr unbekanntem Mann etwas Abstand hielt, so war ihr Geruch nicht zu ignorieren. Noch dazu war die Sicht auf den Chor gleich null. Blöder Pfeiler. Wenn schon die Römer Beton kannten, warum musste man dann den Dom aus Steinen bauen, was viel mehr Pfeiler erforderte?

Kennen Sie das Gefühl, dass man etwas ganz unbedingt braucht und es wie eine persönliche Kränkung ist, wenn es dann nicht so eintritt, wie erhofft? Genauso fühlte ich mich an diesem Abend. Ich hatte nach allem Stress der letzten Monate, beruflich und privat, nun wirklich Weihnachtsstimmung gebraucht, um durchzuatmen und aufzutanken. Stattdessen hockte ich nun auf dieser Stange hinter dem Pfeiler, und atmen konnte man auch nicht wegen des aufdringlichen Parfumeruchs meiner Nachbarin. Und dann taugte nicht einmal die Messe. Ich liebe die alten Weihnachtslieder. „Es ist ein Ros entsprungen“, übrigens erstmals im 16. Jahrhundert in Köln veröffentlicht. Stattdessen amerikanische und andere neumodische Lieder, die keiner kennt.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Mir wurde die Luft knapp; ich musste hier heraus. So stand ich wieder auf der menschenleeren Domplatte. Nachdem ich einmal tief durchgeatmet und die frostige Luft gespürt hatte, spürte ich die Einsamkeit. Sollte dies Weihnachten gewesen sein? Ein paar Ecken weiter konnte ich eine Brauereigaststätte. Vielleicht hatten die offen. Da war es auf jeden Fall warm.

---

<sup>1</sup> Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>). Die nicht-kommerzielle Vervielfältigung ist damit in unveränderter Form und mit Angabe der Autorin/Urheberrechtsinhaberin gestattet, wobei mit Link auf die Lizenz hinzuweisen ist.

Tatsächlich war offen. Ich stellte mich an den Tresen und bestellte ein Gedeck. Ach, so, Sie sind nicht aus Köln? Ja, also, ein Gedeck, das sind ein Bier und ein Schnaps. Ich leerte den Schnaps in das Bier und tat einen langen Zug. Bekannter Geschmack. Noch ein Schluck.

„Wass biste so spät, Alter?“ lallte ein Mann in den Dreißigern neben mir. „Da kommsse ja ganich auf Touren bis die hier dichtmachen.“

Ich mag es nicht, „Alter“ genannt zu werden, vor allem von solch einem Schnösel. Eigentlich hatte ich gedacht, dass es mir guttun könnte, ein bisschen „auf Touren“ zu kommen. Sieht mich ja doch keiner. Aber wenn ich mir diesen Besoffenen so anguckte, nee, ich wollte nicht so am Tresen dahängen wie der. Ich nahm noch einen kleineren Schluck. Plötzlich schmeckte das Bier wie schon mal getrunken. Ich zahlte, ließ den Rest stehen und stand wieder auf der Straße. Das war also auch nichts gewesen.

Hier zog es. Ich schlug den Mantelkragen hoch und zog mein Halstuch fester. Etwas half das. Sollte ich jetzt etwa nach Hause? Keine Lust. Keiner da. Nein, zu Hause würde ich es nicht aushalten, nicht heute Nacht. Schließlich ging ich zur Fußgängerzone, Hohe Straße, Schildergasse. Ich sah mir die Anzüge in den Herrenbekleidungsgeschäften an und die Uhren in den Schmuckläden. Aber nichts gefiel mir wirklich.

Plötzlich merkte ich, dass ich weinte. Alle angesammelte Frustration bahnte sich einfach ihren Weg. Ich lehnte mich an das Schaufenster des Geschäfts, vor dem ich gerade stand, ich glaube, es war ein Schuhgeschäft, und hielt die Hände vor das Gesicht.

Plötzlich spürte ich einen Arm um den Rücken und eine Hand auf meiner Schulter. „Alles in Ordnung?“ fragte eine warme Männerstimme. Scheiße, wie peinlich. Und dann grapscht der mich auch noch so einfach an. Ich nahm die Hände von meinem Gesicht. Da stand ein Typ, ungefähr in meinem Alter, so um die fünfzig, relativ schlank, kurze Haare und Schnauzbart. Sah aus wie Freddie Mercury. Das war mir zu viel auf einmal. Ich wand mich aus seinem Arm, wollte einen Schritt zurücktreten – und knallte mit meinem Hinterkopf in die Schaufensterscheibe. Das tat weh. „Verdammte Scheiße, was stehen Sie hier rum? Ja, bei mir ist alles in Ordnung!“

Der Typ sah nicht überzeugt aus. Er musterte mich aufmerksam. „Das war ein harter Schlag auf den Hinterkopf,“ stellte er fest. „Es tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe. Ich dachte nur, dass Sie vielleicht Hilfe brauchen.“ „Nein, alles in Ordnung, vielen Dank.“

Erst jetzt sah ich, dass der Mann einen kleinen Hund dabei hatte, der gerade dabei war, unter dem Schaufenster an die Wand zu pinkeln. Das erklärte, warum der Mann so spät noch draußen war. Jedenfalls nicht auf Freiersuche.

„Wohnen Sie hier in der Nähe?“

Scheiße, warum hatte ich das gefragt.

„Nein, ich habe ein Café in der nächsten Querstraße. Ich habe zwar zu, aber habe mal nach dem Rechten gesehen. Man weiß nie, welche Idioten um diese Zeit unterwegs sind.“

„Ne, das weiß man nie.“

Schweigen. Der Hund war inzwischen mit seinem Geschäft fertig. Der Cafébesitzer sah im Grunde gar nicht so unfreundlich aus. Sehr maskulin. Eigentlich war es sehr nett von ihm gewesen, mich so anzusprechen. Das erfordert Mut. Und Verantwortungsgefühl.

Wir standen beide vor dem Schaufenster. Der Hund war, wie gesagt, fertig, und drängte sich jetzt dicht an sein Herrchen. Vielleicht war es ihm kalt.

„Ja, dann gehe ich mal,“ sagte der Mann. „Mein Hund fängt an zu frieren.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Ach, Entschuldigung, dass ich so unfreundlich reagiert habe. Das war sehr lieb von Ihnen, mich anzusprechen.“

„Keine Ursache.“

„Doch, vielen Dank.“

Plötzlich wollte ich den Mann nicht alleine gehen lassen. Es war für einen Moment sehr warm gewesen, in seiner Nähe.

„Was ist das für ein Hund?“

„Irgendeine Promenadenmischung. Aus allem, was klein ist, nicht viel Gehirn hat, aber Freude macht.“

„Das sieht man.“

„Haben Sie Lust auf einen Kaffee? Geht aufs Haus.“

„Nein, das kann ich nicht annehmen. Aber ein Kaffee würde mir guttun.“

„Na, dann! Aber wenn ich jetzt die Kassenanlage starte, dann muss ich zweihundert Euro Feiertagszuschlagspauschbetrag an das Finanzamt abführen. Da kommt es mich billiger, wenn ich Sie einlade.“

„Feiertagszuschlagspauschbetrag? Ehrlich? Das darf ja wohl nicht wahr sein!“

„Ist es auch nicht,“ lächelte der Mann. „Kommen Sie, Sie sind eingeladen!“

Nur wenige Minuten später saßen wir im Café. „Café acht“ hieß es, passend zur Hausnummer. Genial einfach. Der Besitzer hatte nur das Licht im hinteren Teil des Cafés angemacht, und

da saßen wir nun, ich auf einem Stuhl, der Besitzer auf einer Polsterbank an der Wand, und tranken Kaffee aus großen, grünen Keramikbechern. Ich war noch nie hier gewesen. Ich mochte die moderne Einrichtung, die irgendwo im Dunkeln endete. Unser Tisch war eine Insel aus Licht und menschlicher Wärme.

Wir nannten einander unsere Namen. Horst war kein Mann großer Worte, aber aus jedem Satz sprach eine unaufdringliche Fürsorglichkeit. Ein Café in Kölns Innenstadt bedeutete harte Arbeit und kaum freie Tage. Plötzlich sah Horst sehr müde aus.

„Es hat sehr gut getan, mich bei Ihnen aufzuwärmen und mit Ihnen zu reden, aber Sie wollen vielleicht so langsam schlafen gehen? Ich möchte Ihre Gastfreundschaft nicht zu sehr in Anspruch nehmen.“

„Ja, ich sollte wohl langsam ins Bett,“ gestand er zögernd, machte aber keine Anstalten aufzustehen. Auch ich blieb sitzen.

„Ich mag Ihr Café.“

„Danke.“

Wir saßen schweigend. Ich fühlte mich wie als Kind auf dem Kindergeburtstag, wenn ich noch weiter feiern möchte, aber es Zeit für die Gäste ist, nach Hause zu gehen. Nun war ich der Gast.

„Ich komme gerne einmal wieder.“

„Gerne. Sie sind jederzeit willkommen. Während der Öffnungszeiten und wenn ich hier bin, auch sonst. Wenn Sie anrufen, lasse ich Sie herein.“

„Danke, das ist sehr großzügig.“

Wir tauschten unsere Telefonnummern aus.

Schließlich stand ich auf. Horst half mir in den Mantel. Komischerweise empfand ich seine Nähe als angenehm, kein bisschen aufdringlich. Horst rief seinen Hund, leinte ihn an, und kurz darauf standen wir wieder auf der Straße.

Es hatte angefangen zu nieseln.

Wieder schlug ich den Mantelkragen hoch und zog mein Halstuch enger.

„Sie haben meinen Abend gerettet, Horst“.

„Sie auch.“

„Ehrlich?“

„Zu Weihnachten ist es manchmal sehr einsam.“

„Das stimmt, Horst.“

Plötzlich überkam mich wieder die Traurigkeit von vorhin. Meine Tränen wollten einfach nicht in den Augen bleiben.

Horst nahm mich in den Arm, als ob es das Natürlichste auf der Welt wäre. Er war etwas kleiner als ich, und ich neigte meinen Kopf seitlich nach unten, um ihn an seinen Kopf zu legen. Ich war überrascht, wie weich sich das anfühlte. Horst hielt mich fest und warm, eine ganze Weile lang. Dann lösten wir uns voneinander.

„Wohin musst du?“ fragte er.

„Nicht weit von hier, zwischen dem Hansa-Hochhaus und dem Hauptbahnhof.“

„Dort muss ich auch hin.“

„Wohnst du auch da?“

„Nein.“

„Warum musst du dann dorthin?“

„Weil du dorthin musst. Komm, ich bring dich nach Hause.“

„Danke.“

Wir gingen schweigend. Es nieselte noch immer. Endlich standen wir vor meinem Hauseingang.

„Du bist ganz feucht an den Wangen“.

„Ja, ewig dieser Nieselregen.“

Und dann malte Horst mit seinem Finger Smileys auf meine Wangen, in die Wassertropfen, die sich dort zwischen den Stoppeln auf der seit heute früh recht unrasierten Haut gesammelt hatten.

„Horst?“

„Ja?“

„Meine Wohnung ist sehr unaufgeräumt.“

„Das macht nichts,“ lächelte er.

Dann fügte er hinzu:

„Das können wir morgen früh zusammen machen.“